Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 29

Artikel: Die gelben Perlen [Fortsetzung]
Autor: Rabl, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644765

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher Roman

von

Hans Rabl

1. Fortsetzung

„Dann sage ich aber doch mit noch viel mehr Recht, dass sich alle diese Strömungen überall kreuzen, im dunkeln treffen und bekämpfen — und auf unseren Inseln, die uns gehören, uns! Wir aber sitzen dazwischen, lassen es uns gefallen, wundern uns wohl noch, dass es vor unseren Nasen kracht und unter den Sitzflächen auch. Wir sollten ganz etwas anderes tun als uns nur wundern —."

„Was sollen wir denn tun?" fragte de Witt mit milder Neugier.

„Nun — so präzis — ich bin kein Politiker, schliesslich."

„Also! Dann machen Sie keine Pferde scheu mit Ihrem Gemunke. Wir fetten Pfahlbürger von Ambon haben auch eine ganz leidliche Witterung. Bloss — wir reden nicht so laut und viel über Dinge, die zu ändern nicht in unserer Macht steht. Dass diese Zeiten alles andere als erfreulich sind, das wissen wir längst, lieber Jan — darauf können Sie sich verlassen." Er wuchtete sich ächzend aus seinem Sessel hoch. „Und nun wollen wir gehen. Sonst wird Betje ungeduldig und verdreht aus purer Langeweile Ihrem guten Pieter Lens ganz und gar den Dickkopf." Er klatschte in die Hände. Während ein Boy die Terrasse betrat, murmelte er: „Bringen Sie lieber heraus, woher alle diese verdammten schönen gelben Perlen stammen —."

* * *

Einzig durch die offene Tür fiel Licht in die fensterlose Schenke des Inders Takkûr. Wer an der kurzen, sehr hohen Bar sass, konnte von dort aus stracks in die Sonne blicken; sie stand schon niedrig, und das gelbliche Segel einer Malaienprau, auf das rostrote und mattblaue Flicken gesteppt waren, verdeckte sie so weit, dass man deutlich, doch ohne geblendet zu werden, den weissglühenden Feuerball durchscheinen sah. Auf der Prau, die nur durch eine schmale Kaistrasse getrennt, vor Takkûrs Schenke festgetäut lag, regte sich nichts; der Eigner, bekleidet mit dem Turban des rechtgläubigen Moslem und dazu einem zweifingerschmalen Lendenschurz, schlief auf einem Bett von Tauwerk; zu seinen Füssen ruhte, sich räkelnd, ein kleines schwarzes Schwein.

„Das ist wie eine Theaterdekoration", murmelte Betje Swarth nach einem langen Schweigen. „Zuerst war das Licht rot, jetzt ist es gelb, in fünf Minuten wird es blau werden —."

„Ich warte schon darauf", antwortete Pieter Lens leise, „zu sehen, wie das Blau zu Ihrem Haar stehen wird."

Betje Swarth schüttelte die kurze weissblonde Mähne in den Nacken. Die Bewegung war Lens bereits vertraut; Betje pflegte dabei auf unnachahmliche Art den Kopf hochzuwerfen und das sah jedesmal aus, als nehme sie mit ihrer kurzen Nase, deren Spitze lustig aufgeworfen war, Witterung von den Dingen um sie herum. Sie lachte, zeigte dabei kleine, sehr gleichmässige und weisse Zähne, und auf der Spitze ihres runden Kinns erschien ein kleines Grübchen, das Pieter Lens rasend gern geküsst hätte. Dieses Grübchen war durchaus nicht ausserhalb seiner Reichweite — da Pieter Lens fast zwei Meter mass und seine Reichweite entsprechend war; trotzdem schien sein Wunsch ihm ein unerfüllbarer Traum, und er konnte nichts, als das Mädchen mit seelenvollem Hundeblick anzuhimmeln, ja, er brachte es sogar fertig, das von unten herauf zu tun — nicht einfach, da sie zwei Köpfe kleiner war als er. So also lachte sie den langen Steuermann an, derweil Herr Takkûr ihnen Gin-Fizzes mischte und dabei die übrigen Gäste seiner Bar im Blickfeld behielt: drei malaiische Matrosen, einen Chinesen, der in verzwicktem Kauderwelsch leise auf einen würdevollen Araber in unsagbar dreckigem Burnus einredete, und zwei „junge Leute" der Kaufmannschaft von Ambon. Die Malaien tranken sich, dem Gesetz des Koran zuwider, mit beachtlicher Zähigkeit gewichtige Räusche an; der Chinese feilschte mit dem Araber um den Preis, den jener für die Überführung toter Gelber auf seine Dau nach dem Lande der Mitte verlangte; die beiden „jungen Leute" tranken und blickten auf Betje. Es roch nach der klebrigen Süsse gemixter Liköre, klobig schweren Sumatrazigarren, verbrauchter Kleidung und — vom Abend zuvor — nach dem schlechten französischen Puder von Herrn Takkûrs Tanzmädchen, die noch in ihren sonnendurchflammten engen Zimmern unter dem Dach in schwitzendem, ächzendem Schlaf lagen; durch die offene Tür zog zuweilen ein fremder Hauch von Salzwasser, Fischen, trocknendem Hanf und Leinen.

Betje Swarth blickte sich um, und ihre Augen registrierten jede Einzelheit des Raumes kalt und genau. Dann neigte sie sich mit einem schönen Lächeln der vollen Lippen vor, legte vertraulich die Hand auf Lens' Arm und murmelte, als sei es ein geheimes Liebeswort: „Sehen Sie den schmutzigen Araber dort drüben? Drehen Sie sich bitte unauffällig um!"

Lens gehorchte, nahm, während er einen Schluck von seinem Getränk tat, den Mann in Augenschein und zuckte nur die Achseln.

„Der Kerl steigt mir schon seit gestern nach. Kennen Sie ihn?"

„Nein. Aber ich kann Takkûr fragen."

„Das lassen Sie bleiben. Es kann mir ja schliesslich egal sein, wer mir harmlosem Mädchen nachspioniert. Wahrscheinlich verwechselt er mich. Was meinen Sie?"

„Sie sind unverwechselbar!" schwärmte Pieter Lens.

„Sie sollen ernst sein!" fuhr sie ihn an und brachte es fertig — Pieter Lens fragte sich vergebens, wie — trotzdem weiterzulächeln. „Geben Sie mir eine Zigarette. Der Mensch regt mich auf. Er muss doch einen Grund haben? —"

„Vielleicht verwechseln Sie ihn? Diese Burnusse sehen einer aus wie der andere."

„Er ist so schmutzig", antwortete sie mit Überzeugung, „dass er sogar auf Ambon auffällt. Warum in aller Welt?"

„Jetzt geht er", sagt Lens philosophisch. „Er hat Sie eben doch nicht gemeint."

Betje starrte dem Mann nach. „Er hat mich nicht gemeint? —" wiederholte sie, Zweifel und Triumph zugleich,

Wenn Bern, dann Casino!

beides Lens ganz unverständlich, in der Stimme. Sie wandte sich dem langen Mann zu. Ihr Gesicht, vorhin unter der Maske des Lächelns gespannt und verkrampft, war ganz gelöst. „Sagen Sie, Pieter, freuen Sie sich eigentlich, dass ich Ihre Tour mitmache?"

„Freuen ist kein Wort, Fräulein Swarth!"

„Wollen Sie es recht nett machen — für alle?"

Alle hiess für Pieter Lens: uns beide. Er strahlte auf: „Wie kann ich's?"

„Können Sie es ermöglichen, dass wir viele lange Landausflüge machen?"

Lens erschrak geradezu vor soviel Unmittelbarkeit. Es schien ihm, ein wohlerzogenes Mädchen müsse grössere Umwege gehen. „Natürlich tun wir das — van der Stappen hat in den meisten Häfen nicht sehr viel für mich zu tun —." Das war eine Lüge; gerade in den Häfen hatte der Steuermann von früh bis spät Arbeit, Kummer und Verdruss. Lens war entschlossen, sich diesmal von allem zu drücken, mit List oder Gewalt. Er hatte die „Pinaja" gern und ihren Kapitän nicht minder. Doch die Versuchung, die von Betje ausging, war stärker; er entschied sich, wenn nötig, auf die Heuer zu husten und eine andere zu suchen — falls van der Stappen ihn am Minnedienst zu hindern drohte.

Unter den langen schwarzen Wimpern hervor, die zu ihrer Blondheit einen so pikanten Gegensatz boten, dass alle Freundinnen sie für gefärbt erklärten, beobachtete Betje den Steuermann. Er schien reif für den zweiten Vorstoss. „Sie wissen wohl alles über die Molukken, Pieter?" schmeichelte sie.

„Jedenfalls gibt es nicht viel, was ich nicht weiss", prahlte Lens bescheiden.

„Wie kommt man auf die Schildpad-Inseln?"

Lens trank wieder aus. „Gar nicht", sagte er lakonisch.

„Gar nicht? Wie soll ich das verstehen? Gibt es dort keine Weissen?"

„Nein. Keine Christenseele. Wenn Sie ein Mann wären, würde ich Ihnen raten, ganz einfach das Ding da", er wies auf die Prau, die noch immer reglos am Kai vor der Türe lag, „zu chartern. Sie als Frau können das nicht. Warum wollen Sie überhaupt hin?"

Sie zuckte die Achseln. „Studien —."

„Gerade dort?"

„Ich habe mich nun einmal in die Inseln verliebt. Auf dem Atlas. Vielleicht weil sie so genau im Mittelpunkt der Banda-See liegen."

„Es geht aber nicht. Denken Sie nicht weiter daran."

Mit einer Fügsamkeit, die einen besseren Frauenkenner als Lens hätte stutzig machen müssen, wechselte sie das Thema. „Was macht eigentlich euer Seeungeheuer?" fragte sie und lachte.

„Eh —?" machte Lens. „Ich wüsste nicht, dass wir eins hätten."

„Anscheinend", parodierte sie ihn, „gibt es doch vieles hier, was Sie nicht wissen. Oder haltet ihr es geheim?"

„Was denn? Ich weiss wahrhaftig nicht, was Sie meinen." Lens war ungeduldig und liess, nach dem vierten Gin-Fizz, sie das merken.

„Dabei drahtete neulich unser Korrespondent in Makassar eine lange Story darüber. Praus, die verschwinden oder von unsichtbaren Händen beschädigt werden, malaische Schiffer, die gewisse Punkte der Banda-See ängstlich meiden —."

„Eine Seeschlange vermutlich oder ein Riesenkrake", prustete Lens, lachend.

„Diese Seeschlange hätt' ich gern gesehen", murmelte sie.

„Das glaub' ich!" kicherte Lens.

„Na, vielleicht treffen wir das Ding. Unmöglich ist natürlich gar nichts. Ich werde für jeden Fall ein paar Äxte schärfen lassen."

Wie kann man nur ein armes, harmloses Mädchen ausspotten!" schmollte sie und schlug leise nach ihm. Er hielt ihre Hand fest, küsste das Gelenk. Lens sah bunte Kreise flirren. Er hörte, wie sie ihm mit ihrer ruhigen spöttischen Stimme zutrank. „Skal", antwortete er unsicher und schlürfte den fünften Gin-Fizz. Herr Takkûr blinzelte sie fragend an; Lens schien ihm genug zu haben. Der Steuermann bemerkte da mitnichten, und ebensowenig, dass Betje Herrn Takkûr mit einer Art Trotz leise zunickte, so dass eilig ein neuer Gin-Fizz neben Lens erschien.

„Seid ihr eigentlich wirklich so abergläubisch, ihr Seeleute?" sagte Betje.

„Och, was die Kleine alles wissen will", stammelte Lens freundlich überlegen.

„Ihr seid so interessant", flötete sie, „vielleicht" — er war viel zu voll, der Ironie noch innezuwerden — „weil ihr so selten an Land seid. Was ist zum Beispiel in dem Medaillon, das Ihr Kapitän um den Hals trägt?"

„Das haben Sie gesehen?" Lens begann zu lachen und fand dessen kein Ende. „Aber — aber —" keuchte er mit tränenden Augen, „schickt sich das für ein junges Mädchen, einem fremden, wilden Kapitän unters Hemde zu luchsen?"

Betjes flache Hand schlug empört auf die Bar. „Herr Lens!" fuhr sie ihn an und liess sich vom Hocker gleiten. „Ich gehe —."

Lens haschte schwerfällig nach ihr. „Nicht — nicht böse sein —", bettelte er und hatte plötzlich wieder den

NEUES WISSEN

kurz und klar

Man soll nie Wasser trinken, das Pferde verschmähen. Den Pferden kann man unbedingt trauen, nicht aber dem Hund, der jedes auch noch so verseuchte Wasser nimmt, wenn er durstig ist.

Das Gehirn des Gorillas, des höchststehenden Affen, wiegt 450 bis 500 Gramm. Das Gehirn des Löwen wiegt nur 225 Gramm. Das menschliche Gehirn — eines Europäers — wiegt etwa 1500 Gramm.

Die Tschou-Tschou-Hunde, die an ihren schwarzen Zungen erkenntlich sind, stammen aus China. Dort werden sie von den ärmsten Familien gehalten, die sie essen. Der Name Tschou-Tschou bedeutet nichts anderes als « Fleisch ».

In Afrika gibt es Zwergmäuse, die so winzig sind, dass eine ganze Familie in einer Streichholzschachtel bequem Platz finden könnte.

Eine kalifornische Löwenfarmerin, die mehrere hundert Tiere grosszog, versichert aus eigener Erfahrung, dass der Löwe eines der dümmsten und vergesslichsten unter den Raubtieren sei.

Eine furchtbare Kraft entwickelt der Oktopus, die achtfüssige Krake, im Volksmund meist « Polyp » genannt. In seinen Fangarmen befinden sich vakuumähnlich wirkende Saugvorrichtungen, die eine Saugwirkung von 1,3 Kilogramm je Quadratzentimeter ausüben. Da nun jeder Fangarm viele solcher Saugnäpfe besitzt, so kann man ermessen, welche Aussichten bestehen, wieder an die Oberfläche des Meeres zu kommen, wenn einen ein solches Tier im offenen Meer anfällt.

Einen vermutlich einzig dastehenden Rekord hat der Uhrmachermeister Aurelius Weinreich in Heldrungen bei Halle erzielt: der im 87. Lebensjahr stehende Mann kann sich rühmen, seit Bestehen seiner Werkstätte nunmehr 50 000 Uhren instandgesetzt zu haben.

B. F.

Hundeblick. „Sie werden mir nicht glauben, aber ich verkohle Sie wirklich nicht: eine Schuppe vom Schwanz hat er drin vom ersten Hai, den er gefangen hat. Soll ein Amulett gegen Taifune sein, sagt er. Ob er's selbst glaubt, weiss ich nicht. Tragen tut er's aber jedenfalls immer.

Betje schwang sich wieder auf ihren Hocker. „Starken Kaffee und Sodawasser", befahl sie Herrn Takkûr, nahm Lens' Glas und trank es selbst aus. Der Steuermann hätte sich gewundert, hätte er gewusst, dass das erst ihr zweiter Fizz war. „Jetzt wird nichts mehr getrunken", erklärte sie unerbittlich. „Mein Onkel und Ihr Kapitän müssen bald kommen."

* * *

Herr Takkûr, der Inder, war ein moderner Mann, der in keiner Weise aufzufallen suchte. Seinen heimischen Turban — er stammte aus der Gegend um Peschawar, wo die fanatischsten aller fanatischen Mohammedaner Indiens zu Hause sind — hatte er längst abgelegt und wies, allen Geboten des Propheten zuwider, der Welt seinen blossen Scheitel: eine wunderbar gerade und weiss in blauschwarzem Haar stehende Linie. Er trug ein modisch gestutztes schwarzes Bärtchen auf der Oberlippe; seine Kleidung war makellos weiss, und wenn er die silbernen Shaker betätigte, rutschten krachend gestärkte Manschetten mit schöngeschnitzten Jadeknöpfen aus den Jackenärmeln. Herr Takkûr sprach englisch wie ein Oxford-Student, holländisch wie ein Regierungsrat aus dem Haag, arabisch wie ein Schüler der El-Ahzar, malaiisch wie einer der hundert Sultanssöhne von Djokjakarta. Lediglich im Chinesischen war er schwach, doch die Probleme der gelben Himmelssöhne interessierten ihn wenig. Diese Sprachstudien hatten sein Talent, Gesprochenes, ohne es zu hören, fast wörtlich von den Lippen der Redner zu lesen, zur Vollkommenheit entwickelt; man darf sagen, dass Herr Takkûr einer der besten Lauscher von Insulinde war. So waltete er zwischen zahllosen buntgefärbten, abenteuerlich geformten Flaschen mit Inhalten, die der Prophet samt und sonders seinen Gläubigen verboten hat, und kümmerte sich scheinbar um keinen seiner Gäste besonders.

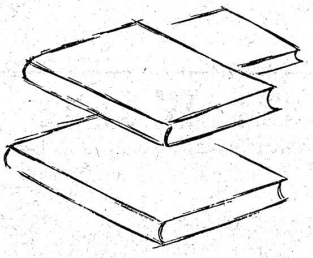
Somit kümmerte Herr Takkûr sich auch durchaus nicht um das Quartett, das aus de Witt, van der Stappen, Lens und dem Mädchen Betje bestand und alsbald vier nebeneinanderstehende Hocker besetzt hielt. Während sich die Bar mählich füllte und es lauter wurde, fand er immer wieder Zeit, zu einem Eckchen zurückzukehren, das anscheinend sein Büro vorstellte, und geheimnisvolle Zeichen auf dünnes Überseepapier zu kritzeln. „Er führt mein Konto", murrte Lens, „ich wollte, die Bude würde ihm abbrennen. Er müsste gewaltige Verluste haben." Er schwang den Würfelbecher, mit dem sie die nächste — und, wie Betje erklärt hatte, unwiderruflich letzte — Runde ausknobelten, und sperrte die Augen auf. Alsdann stiess er ein unartikuliertes Gebrüll aus. Das knöcherne Geklapper der Pokerwürfel hatte damit geendet, dass sie fünf Asse wiesen.

„Ich gratuliere, Steuermann", sagte Herr Takkûr würdig. „In meiner Bar ist das erst dreimal geworfen worden. Runde für alle?"

„Runde für alle. Und anschreiben", brüllte Lens.

„— und anschreiben", wiederholte Herr Takkûr unbewegt und machte sich daran, eine Runde Brandy für die ganze Bar auszuschenken. (Fortsetzung folgt)

NEUE BÜCHER



Karl Grunder: «Bärewirts Töchterli». Historisches Dialektstück in 5 Akten. 5. Auflage in neuer Fassung. Verlag Buchhandlung zum Zytglogge, Bern.

Vor etwa 80 Jahren schrieb der bernische Volksschriftsteller Arthur Bitter (Samuel Haberstich, 1821—1872) die Erzählung vom hochfahrenden Signauer Landvogtssohn, der dem Töchterlein des Bärenwirts in sündiger Leidenschaft nachstellte und dem der Untergang des alten Bern die gerechte Strafe brachte, während das Wirtstöchterchen seine treue Liebe durch die Wiederkehr des ehrenfesten Fritz belohnt sah. Bitters Erzählung (auf die sich Grunders Dialektstück in den Hauptzügen stützt) hält allerdings vor der historischen Kritik nicht stand. Sie ist ein Tendenzgewächs, gesprosst auf den Boden der leidenschaftlichen Parteikämpfe des jungen demokratischen Staates. Der letzte Landvogt von Signau, Beat Emanuel Tscharner — aus einer Patrizierfamilie, die den Ruf besonderer Rechtlichkeit und Leutseligkeit genoss — hatte einen einzigen Sohn, der 1798 erst siebenjährig war; er hat sich später als Professor der Physik einen angesehenen Namen geschaffen. — Und doch kann Arthur Bitter seine Geschichte wohl nicht schlankweg erfunden haben. Denn wenige Jahre vor dem Übergang heiratete eine Signauer Wirtstochter einen Schreiber im Schlosse... und hier dürfte wohl der Ursprung der Sage von den heiklen Liebesfäden, die Wirtshaus und Schloss verbunden haben sollen, zu suchen sein.

Grunders Stück kann, wie wir sehen, nicht Anspruch darauf erheben, dass man es als Zeitbild werte, als Schilderung der Verhältnisse und Zustände, die zum «Übergang» führten. Den Bruch zwischen Patriziat und Landvolk erzeugten nicht Misswirtschaft und Tyrannei (über solche Dinge hat sich 1798 wohl kaum jemand mit Fug und Recht beklagt!), sondern die Hilflosigkeit der Friedenspartei gegenüber der gerissenen französischen Propaganda und der fünften Kolonne. Die patrizischen Verfechter des Wehr- und Durchhaltewillens, wie er uns heute selbstverständlich ist, standen fast durchwegs im Felde bei der — aus guten Gründen immer misstrauischer werdenden — Truppe und konnten in die Regierungspolitik nicht mehr aktiv eingreifen.

Aber: steht auch das Stück «Bärewirts Töchterli» historisch auf schwachen Füssen, so hat es in anderer Hinsicht grosse, man möchte sagen einmalige und unsterbliche Verdienste. Und mit vollem Recht feiert es seit 40 Jahren immer wieder Triumphe, ist es über 1000mal aufgeführt worden und ging es im Siegeszuge über die Bühnen zu Land und Stadt, weit über die schwarz-roten Grenzpfähle hinaus. Denn es ist das älteste Mundartstück mit heimatgeschichtlichem Stoff. Karl Grunder, der älteste lebende Pionier des Mundarttheaters, hat es als Dreiundzwanzigjähriger geschrieben. Und das war eine mutige Tat. Denn damals beherrschten das schaurige Ritterdrama, die einfältige Posse, das süsslich-pathetische Heldentum (Zweititelstücke!) das Volkstheater. Demgegenüber erschien mit «Bärewirts Töchterli» guter Heimatschutz, der sich durchsetzte und freie Bahn schuf für die hochwertige Mundartbühne, um die man uns Berner heute beneiden darf.

Die neue Fassung hat eine straffere, konzentriertere Handlung, weniger Sentimentalität und mehr Lebensnähe, dazu ein plastischeres, bildhafteres Berndeutsch. Ein kundiger Regisseur wird ohne Schaden da und dort den Stift noch ansetzen können und beispielsweise am Schlusse die Ansprache Christens und das anschliessende Chorlied streichen. Auf jeden Fall aber wird «Bärewirts Töchterli» weiterhin ein Zugstück im besten Sinne dieses oft missbrauchten Wortes bleiben. Es gehört zu den Klassikern der bernischen Mundartdichtung. C. L.

Tennis lernen! Schule des Tennisspiels. Von Hugo de Senarclens, Dozent für Tennis an der ETH. — 192 Seiten 15×23 cm. Mit 238 Photos und Skizzen. — 1944, Zürich, Albert Müller Verlag, AG. — Geh. Fr. 13.—, geb. Fr. 16.—.

In diesem Buche hat der Verfasser, Dozent für Tennis an der Eidg. Technischen Hochschule, Verbandstrainer des Schweizerischen Tennisverbandes und Schweizer Professional-Hallenmeister 1936, seine eigene Entwicklung als erfolgreicher Amateurspieler und seine mehr als zehnjährige Erfahrung als bewährter Trainer verwertet.

Im logischen Aufbau des Stoffes und in der Gründlichkeit der Beweisführung ist dieses Standardwerk einzigartig. Man spürt aus jeder Zeile, dass es von einem Manne geschrieben wurde, der selbst als Spieler mit dem Tennis lebt und der in diesem Sport nicht nur ein Lehrfach, sondern sein Lebensziel gefunden hat.